

# ICH JUNGE WAR DABEI

Die Geschichte vom Leiden und Sterben Jesu ist von den unterschiedlichsten Gestalten bevölkert. In der Karwoche lassen wir sieben von ihnen zu Wort kommen.

TEIL 6: Maria

Ich war dabei, als mein Sohn starb. Nicht im Kindbett, wie viele in unserer Zeit. Nicht an Kinderlähmung, nicht am schmutzigen Brunnenwasser, nicht bei seinen waghalsigen Sprüngen vom Dach. Vor der Ermordung der Neugeborenen durch den wahnsinnigen König Herodes warnte uns ein Engel. Vor dem Tod am Kreuz hat mich niemand gewarnt.

Der Engel damals, vor mehr als 30 Jahren, versprach mir etwas ganz anderes: „*Er wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden. Gott, der Herr, wird ihm den Thron seines Vaters David geben. Er wird über das Haus Jakob in Ewigkeit herrschen und seine Herrschaft wird kein Ende haben.*“ Davon, dass ich ihm beim qualvollen Sterben zusehen würde müssen, war keine Rede.

Hätte ich trotzdem ja gesagt, damals? Ja, ich bin die Magd des Herrn, ich werde meinen Sohn nicht einmal am Kreuz allein lassen? Die ganze Wahrheit sagt einem Gott nie, das wäre zu viel für uns schwache Menschen, versuchte ein freundlicher Schriftgelehrter mich zu trösten, als

mein lieber Sohn mich bei der Hochzeit in Kana nicht mehr kennen wollte. Gott belügt uns nicht, er lässt nur manches weg, damit wir schlafen können, sprach der Gelehrte weiter. Ich schlafe schon lange schlecht. Zuerst war es das nächtliche Stillen des künftigen Erben Davids, dann die Zähne, die ihn sabbern und schreien und mich wachbleiben ließen. Da war er bei mir. Noch schlechter schlief ich, als er zum ersten Mal wegrannte, in den Tempel zu den Schriftgelehrten. Zwölf Jahre war er damals alt. „Da laufen viele weg“, tröstete mich Josef, „Hauptsache, er ist wieder da.“ Jetzt wird er niemals wieder da sein, war mein Gedan-

## Der Schmerz einer Mutter

Es gibt nichts Schlimmeres, als das eigene Kind qualvoll sterben zu sehen. Klage einer Frau, der Gott Großes verhieß und das Äußerste abverlangte.

ke auf Golgotha, er ist zu weit weggelaufen, mein Lämmchen, und die Wölfe haben ihn zerfleischt. Das Blut rann an seinem Körper hinab, aus den Wunden der Dornenkrone, der Nägel, der von Geißelhieben aufgerissenen Haut. Mein Sohn, für den mir eine strahlende Zukunft versprochen worden war, hing da, viel blutiger als bei seiner Geburt.

Was willst du“, sagten andere Mütter zu mir, als er begann, umherzuziehen und zu predigen. Es könnte auch Krieg sein. Hätten ihn die Römer eingezogen, oder hätte er sich dem bewaffneten Widerstand angeschlossen, müsstest du jeden Tag mit seinem Tod

rechnen. So zieht er eben umher und redet vom Frieden, der Liebe zum Nächsten und erzählt seltsame Gleichnisse. Zu diesem Zeitpunkt war ich mir nicht mehr so sicher, ob ich den Engel damals richtig verstanden hatte. Besonders glorreich wirkte seine Truppe nicht, die er zusammengestellt hatte: Fischer, Zöllner, andere erlösungsbedürftige Gestalten und Frauen. Er selbst wollte keine heiraten – obwohl ich doch so gerne Enkelkinder gehabt hätte –, aber als Jüngerinnen durften sie mit ihm umherziehen, auf den guten Ruf gaben weder er noch sie etwas.

„Du musst doch stolz sein auf deinen Sohn, hörte ich immer

wieder. Alle reden über ihn und seine Wunder.“ Ob er schon als Kind so gewesen sei, ein Wunderkind eben. Man erzählte schon Geschichten, wie er Tontauben zum Leben erweckt habe, und sie ihm davongeflogen seien. Ich erinnere mich nicht, ob er Tontauben hatte. Das einzige Wunder, das ich an diesem Tag auf Golgotha gebraucht hätte, wäre sein Überleben gewesen. Wie riefen sie doch noch aus der Menge: „*Wenn du Gottes Sohn bist, hilf dir selbst, und steig herab vom Kreuz.*“

Ja, komm herunter, tu ein Wunder und lasse sie alle tot umfallen, deine Feinde und meine. Komm herunter und lass uns nach Hause gehen“, hätte ich ihm so gerne zugerufen. Natürlich schwieg ich, meine Stimme war versteinert, zusammen mit meinem ganzen Körper, nicht einmal die Augen konnte ich abwenden. Er hätte die Menschen verführt, warfen die Pharisäer und Hohen Priester ihm vor, verführt, Gottes Gebote – in ihrer Auslegung wohl gemerkt – zu missachten, hätte ihnen Wunder vorgegaukelt und sich zum Sohn Gottes erklärt.

Ich habe nicht alles gesehen, weil er mich nicht dabei haben wollte bei seinen Wanderungen und Predigten. „Das ist mein eigener Weg, Mama“, sagte er, „ich bin nicht mehr dein kleiner Sohn, und es ist peinlich, wenn die Mutter dabei ist, während ich den anderen predige, sie sollen Vater und Mutter verlassen.“

Doch was ich sah, war ein Sohn, der von der Begeisterung der Menschen verführt wurde. Zuerst von diesem seltsamen wilden Mann, der ihn im Jordan taufte, dann von seinen ersten Anhängern, die für ihn alles stehen und liegen ließen, später von immer größeren Volksmengen, die ihn sehen und hören wollten, ihm zujubelten, als ob er tatsächlich der Messias wäre. Noch wenige Tage, bevor sie „*Ans Kreuz mit ihm!*“ schrien, riefen sie „*Hosanna*“ und breiteten ihre Kleider vor seinem Esel aus. Sie haben meinen Sohn verführt, ihren Retter zu spielen, bis er nicht mehr zu retten war.

Es sollte doch andersherum sein: Er

sollte mich in meinem Sterben begleiten, nicht ich ihn in seinem. Sein Jünger Johannes, den er mir noch vom Kreuz herab an die Seite stellte, war mir in dem Moment kein Trost. Nichts war mir ein Trost. Sein himmlischer Vater, von dem er so gerne gesprochen hatte, hatte kein Mitleid mit ihm, er ließ ihn sterben. Sein Nicht-Handeln war für mich so unbegreiflich wie damals Jesu Empfängnis. „*Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Gepriesen sei der Herr*“ sagte einst der leidende Hiob. Gott hat mir meinen Sohn gegeben und ihn wieder genommen. Preisen konnte ich ihn dafür damals auf Golgotha nicht.

Und danach? Nach Auferstehung und Himmelfahrt? Sehe ich nun das große Ganze, die neue Welt, die mit dem

Tod meines Sohnes angebrochen ist? Ich sehe, dass die Begeisterung wieder da ist bei seinen Anhängern, dass seine Verführung nachhaltiger war, als ich dachte. Ich achte sie dafür,



### Zur Autorin

Theresia Heimerl, geboren 1971 in Linz, studierte Deutsche und Klassische Philologie sowie Katholische Theologie in Graz und Würzburg. Seit 2003 ist sie Professorin für Religionswissenschaft an der Universität Graz.

Maria und der tote Jesus. Die unvollendete „Pietà Rondanini“ von 1564 ist das letzte Werk, das der hochbetagte Michelangelo schuf

IMAGO



so wie sie mich als die Mutter ihres Herrn achten. Ich wünsche ihnen, dass sie Erfolg haben werden mit ihrer Verkündigung der Worte meines Sohnes. Vor allem aber wünsche ich mir, dass keine Mutter mehr dabei sein muss, beim qualvollen Tod ihres Sohnes, dass seine Botschaft Liebe und Frieden bringt und nicht weiteres Leid.

Manchmal höre ich den Nachhall seines kindlichen Lachens im Haus in Nazareth, sehe seine kleinen Ärmchen, wie sie nach meiner Brust greifen. Jene Brust, in der es noch immer schmerzt, als hätten sie sieben Schwerter durchstoßen, seit ich ihn zu Tode gefoltert in meinen Armen hielt. Wird ihn sein Vater auch so in seinen Armen halten, in die er am Ende seinen Geist empfohlen hat? Manchmal träume ich, er lässt mich abholen, von seinem Engel, den ich schon gut kenne. Der Engel hebt mich empor in den Himmel. Dort wartet mein Sohn. „Für dich, Mama!“, sagt er und setzt mir eine Krone auf.

Lesen Sie morgen:  
**Maria aus Magdala**